

## DER AUFBRUCH

Als ich mit meinen Konzerten und Schallplatten im deutschsprachigen Raum bekannt wurde, dachte ich oft an einen meiner Lehrer, an Professor Josef Meier aus Luzern. Er gab Unterricht in der Homiletik, lehrte uns also predigen und war hierzulande der erste Geistliche, der es wagte, ein Fernsehgerät zu kaufen. Das brachte ihm manche Kritik ein, da man glaubte, dieses neue Medium gehöre nun wirklich nicht in das Studierzimmer eines Theologen, der zu beten und zu studieren hat.

Nach einer Vorlesung sagte er einmal zu mir: „Sie sind ein kontaktfreudiger Mensch und sollten später einmal Fernsehprediger werden. Schon in wenigen Jahren wird es so viele Fernsehempfänger geben, dass wir jahrelang in einer Kirche predigen müssten, um so viele Zuhörer zu haben, wie wir in einer einzigen Fernsehsendung erreichen können.“

Nun, ich hatte nicht vor, im Fernsehen zu predigen, wusste aber, dass ich mich in Medien bewegte, über die im Jahre 1964 noch niemand richtig Bescheid wusste. Immer wieder wurde mir von Journalisten die Frage gestellt: „Was sagt eigentlich die Kirche dazu, dass Sie als Priester auf der Bühne Ihre Lieder vortragen und Schallplatten veröffentlichen?“ Damals wie heute ist diese Frage verständlich und irgendwie berechtigt. Auch wenn das Konzil Freiheiten verteilte, die viele Katholiken gar nicht wollten, glauben die meisten Christenmenschen, Unterhaltung sei im Grunde doch etwas Religionsfeindliches, ja sogar etwas Unmoralisches. Ich bin der Meinung, dass die moralischen Ansprüche an die Unterhaltung für Priester und Laien die gleichen sind.

Ein Passus meines Schallplattenvertrages besagte, dass ich mich für Rundfunk- und Fernsehsendungen zur Verfügung halten musste, damit eine effiziente Werbung für die Platte möglich war. So durfte oder musste ich mich in eine zweimotorige „Metropolitan“ setzen und nach Hamburg fliegen. Mein erster Fernsehauftritt stand bevor. Der erste von bis jetzt 78.

Unter anderem war seit den frühen 60er Jahren die Artistenseelsorge eines meiner Anliegen. Ich kam dadurch mit dem Fernsehen in Kontakt. Im Jahre 1963 lud mich der Fernsehproduzent Werner Schmid während meiner Ferien zu Aufnahmen ein und gab mir den Titel eines Regieassistenten. Ich half mit, wo ich konnte und lernte das Leben

der Kameraleute und des technischen Hilfspersonals ein wenig kennen. Im Frühjahr 1964 arbeitete ich in der gleichen Produktion als Hilfsarbeiter. Es ging um die Vorbereitung der Übertragung des Olympiaballs in Innsbruck. All dies nahm mir die Angst vor meinem ersten Fernsehauftritt nicht – im Gegenteil: Ich ahnte, was mich dort erwartete.

Die Sendung hiess „Hamburger Schaubude“ und fand in den Schaufensterräumen einer grossen Autogarage mitten in Hamburg statt. Karl-Heinz Hollmann moderierte. Im Keller war der Schminkraum, wo man auch mich hinbrachte. Was ich zu tun hatte, wurde mir erst jetzt eröffnet und das war durchaus aufregend. Ich sollte Playback singen, d.h. man spielte die Platte über den Sender und ich öffnete synchron den Mund dazu. Einige Minuten vor der Sendung kam der Moderator zu mir und teilte mir mit: Ich habe noch einige junge Leute eingeladen, die derselben Meinung sind wie ich. Als ich die Platte anhörte, fand ich sie so schlecht, dass ich Ihnen einen totalen „Verriss“ nicht ersparen kann.“ Was sollte ich tun? In ganz Deutschland kannte mich niemand. Ich hatte im Grunde nichts zu verlieren und sagte deshalb: “Wenn das so ist, gehe ich gleich nach Hause. Auf Wiedersehen!“ Jetzt lag der schwarze Peter bei Herrn Hollmann, der beschwörend sagte: “Sie sind im Programm ausgedruckt. Das können Sie mir nicht antun!“ – Der Vertreter der Schallplattenfirma war konsterniert. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich wusste, dass man im Fernsehen keine Schleichwerbung machen darf und erklärte: “Herr Hollmann, ich werde anständig bleiben, solange Sie das auch sind. Wenn die erste gemeine Frage auf mich zukommt, werde ich in meiner Antwort dreimal laut und deutlich den Namen der Schallplattenfirma Philips nennen.“ Das war zu viel für ihn, aber es blieb keine Zeit für weitere Diskussionen, alles lief live. Wir mussten anfangen. Ich stellte mich vor die Kulisse und wartete auf das Handzeichen des Regisseurs. Das Lied wurde intoniert, ich öffnete synchron den Mund und hörte anschliessend erstaunt den Applaus des Publikums draussen auf der Strasse. Offensichtlich wurde der Ton übertragen. Ich musste mich in die Runde setzen und bekam von Herrn Hollmann die erste Frage. Logisch, kalt und ohne die geringste Liebesswürdigkeit in der Stimme fragte er: „Herr Kaplan, warum singen Sie?“ – Spontan und ohne nachzudenken gab ich zur Antwort: „Aus Freude am Leben!“

Es folgte eine belanglose Diskussion von drei Minuten. Dann schwenkte die Kamera zu einem jungen Sänger namens Ivo Robic, der zum ersten Mal das Lied „Tulpen aus Amsterdam“ vortrug, ein späterer Welthit.

„Aus Freude am Leben.“ Diese Antwort war ganz einfach das Bekenntnis eines katholischen Geistlichen an die Welt, an die irdische. Wer die damalige Zeit nicht bewusst miterlebt hat, kann die Bedeutung dieser Worte heute nicht mehr nachempfinden. Die Feststellung „aus Freude am Leben“ war für die damalige Auffassung revolutionär und schlug ein wie eine Bombe. Die jungen Diskussionspartner waren sehr friedlich und nett. Am Schluss der Sendung herrschte Freude und Einigkeit.

Das war also mein erster öffentlicher Fernsehauftritt. Was daraus werden sollte, war mir nicht bewusst.

Ich kam ins Hotel zurück und erlebte erstmals, welch unglaublich mächtige Wirkung das Medium Fernsehen hat. Der Direktor begrüßte mich als prominenten Gast persönlich und mit gekonnt unterwürfigen Gesten. Er gratulierte mir zum Fernsehauftritt, den er wohl kaum gesehen hatte. Auf mein Zimmer liess er einen Fruchtkorb und diverse Getränke bringen. Ich begab mich ins Restaurant zum Nachtessen und verstand, warum mir die Schallplattengesellschaft ein Paket mit Autogrammkarten mitgegeben hatte. Einige davon steckte ich in meine Jackentasche. Ein Herr kam nach dem Essen an meinen Tisch und bat für seine Kinder um eine Unterschrift. In einer kurzen Diskussion versuchte ich, ihm begreiflich zu machen, dass ich als Geistlicher eigentlich den üblichen Rummel, der mit Sängern und Schauspielern gemacht wird, nicht mitmachen wollte. Er entgegnete lächelnd: „Sie sind als Priester in die Rolle eines Schlagersängers gerückt. Man wird von Ihnen erwarten, dass Sie sich wie ein solcher benehmen.“ Ich zog die Autogrammkarten aus der Tasche und signierte zwei davon mit Widmungen an seine Kinder, deren Namen er mir nannte. Damit gab ich offensichtlich das Zeichen für eine Autogrammstunde. Hinter meinem Rücken bildete sich eine Schlange von Menschen, die ebenfalls meine Unterschrift als Erinnerung mit nach Hause tragen wollten. Ich war erstaunt und irgendwie stolz, ahnte aber, dass mir in Zukunft aus meiner Doppelrolle zwischenmenschliche Probleme erwachsen werden. Wie recht ich hatte!

Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich suchte eine Kirche auf und ging anschliessend ins Pfarrhaus, wo die Begrüssung weniger begeistert ausfiel als im Hotel. Der Pfarrer lud mich zum Mittagessen ein. Danach lieh mir der Vikar seinen alten VW, mit dem ich übers Land fuhr, irgendwohin, ohne Ziel, nur um mit mir allein zu sein und das Geschehene zu verarbeiten. Als ich an einem Gasthof vorbeikam, machte ich Rast und konnte dort gleich wieder eine für mich neue Erfahrung machen: Wildfremde Menschen sprachen mich an und stellten mir Fragen. Immer wieder musste ich über den Sinn meiner Singerei und über mei-

ne Stellung in der Kirche Auskunft geben. Trotz der nicht ganz einfachen Situation habe ich mich darüber gefreut.

Die Reaktionen auf meinen Fernsehauftritt waren so heftig, dass ich zu begreifen begann, dass mein geruhames Dasein als Lehrer und Erzieher ein Ende hatte. Auf einen Schlag war ich bekannt und bewundert. Ich wurde aber auch wegen des Stils und Inhalts meiner Lieder heftig kritisiert und ausgelacht. Ich bin mir bis heute nicht im Klaren, ob dabei sachliche Gründe eine Rolle spielten oder bereits Neid im Spiel war. Jedenfalls stand ich kurz darauf wieder in der Schulstube, beaufsichtigte die Schüler und tat meine Pflicht. Doch es gab täglich mehr Briefe, Telefonate, Besuche, Anfragen von Journalisten, Rundfunk- und Fernsehstationen, Anfragen für Konzerte. Ich suchte die neue Situation ohne Manager oder Agentur so gut es ging zu meistern.

## DAS ERSTE KONZERT

Es ist ein gutes Gefühl, die erste eigene Schallplatte in der Hand zu halten und jede Freude, Hoffnung und Erwartung hineinzulegen. Die Versuchung ist gross, sein eigenes Werk übereifrig und voller Stolz Freunden und Bekannten zu präsentieren. Auch ich konnte dieser Versuchung nicht widerstehen und weckte damit nicht nur Begeisterung, sondern auch sachliche, gut gemeinte Kritik und konsequente Ablehnung. Immerhin, die Scheibe war da und begann zu rollen.

Allerdings rollte nur die Platte. Ich war wieder bei meiner Arbeit im Internat, in der Schule, im Spital, auf der Kanzel, überall dort, wo ich meine Aufgaben zu erfüllen hatte. Sonderurlaub gab es keinen. Das störte mich eigentlich nicht. Ich hoffte, die Öffentlichkeitsarbeit in den relativ langen Schulferien bewältigen zu können. Bald aber musste ich einsehen, dass es schwierig war, zwei Herren zu dienen. Es gab unlösbare Terminprobleme.

Eines Tages besuchte mich ein einfacher Landpfarrer aus dem südlichen Schwarzwald. Er sagte, seine Jugend hätte meine Fernsehsendung gesehen und er möchte mich zu einem Konzert nach Altbrugg wegen des Jugendtages einiger Pfarreien einladen. Anlässlich dieser Veranstaltung könnte ich meine Lieder vortragen. Mit der Begründung, noch nie öffentlich und live gesungen zu haben, lehnte ich ab. Zudem, sagte ich, hätte ich viel zu wenige Lieder für ein Konzert und als Geistlicher könnte ich mir nicht vorstellen, wie ein Schlagersänger aufzutreten. Pfarrer Zanger war aber ein Mann, der von einer Idee nicht abzubringen war. Er bombardierte mich mit vielen Argumenten und bat mich, ihn nicht im Stich zu lassen, denn er hätte seinen jungen Leuten versprochen, den Kaplan aus der Schweiz mitzubringen. Wir vereinbarten, dass ich nicht konzertieren müsse. Ich sollte nur anwesend sein und vorsingen. Die Jugend würde den durch die Platte bekannten Refrain mitsingen. Unter diesen Bedingungen sagte ich zu. Vorsingen musste schliesslich jeder geistliche Cantor und eine religiöse Veranstaltung war dieser Jugendtag auch.

Was ich im Schwarzwald antraf, liess mir das Blut in den Adern gefrieren. Über zweitausend Leute waren da und erwarteten, dass ich ganz allein meine Lieder singe. Meine Knie zitterten. Das Mikrofon übernahm die Funktion einer Stütze.

Ich erlebte einen Applaus, der mir den Boden wegzog, der mich zu Tränen rührte, bei dem das Dankeschön, das ich stammelte, wirklich echt war. Das Radio war dabei. Ich wurde interviewt. Ich beantwortete die Fragen, so gut ich konnte. Immer wieder erklärte ich, dass ich mich nicht als Missionar fühle, sondern aus Freude am Leben singe.

Priester und Liedermacher, das war widersprüchlich. Was viele Christen als Doppelrolle verstanden, vereinigten die Journalisten in der an den Haaren herbeigezogenen Bezeichnung „singer Kaplan“. Ich bin überzeugt, dass ich in deutschsprachigen Ländern so schnell bekannt wurde, weil die Verbreitung einer geistlichen Botschaft über neue Massenmedien ungewohnt und die Stellung des katholischen Priesters in der Gesellschaft tabuisiert war. Der Streit um die von mir gewählte Art der Kommunikation christlicher Anschauungen liess nicht lange auf sich warten. Meine grössten Gegner waren die gestrengen Kirchenmusiker, die Angst hatten, meine Lieder würden ihre sorgsam gehüteten Zäune einreissen. Hinter mir standen vom ersten Auftritt an das Publikum und einfache, täglich in der Seelsorge arbeitende Geistliche, Männer wie der begeisterungsfähige, unkonventionelle und mutige Landpfarrer Zanger.

## SCHALLPLATTEN-BUSINESS

Im Jahre 1964, einige Wochen nach der Veröffentlichung meiner ersten Schallplatte, geschah etwas offenbar Branchenübliches, für mich damals aber Unglaubliches. Ich bekam wieder ein Flugticket nach Hamburg, mit der Einladung zu einer Sitzung mit Vertretern der Schallplattenfirma. Ich konnte die Reise geniessen, denn es gab sehr viele Erfolgsmeldungen. Die Platte verkaufte sich gut. Der „singende Kaplan“ war geboren. Überall wurde ich zuvorkommend behandelt. Die Hostess bat mich auf dem Flug, mich in ihrem Autogrammbuch zu verewigen, wo berühmte Fluggäste, Künstler, Politiker und Sportler, sich vor mir eingetragen hatten. Irgendwie kam ich mir wie ein Hochstapler vor, als ich die Titelzeile des Liedes „Lass die kleinen Dinge“ mit Text und Musik schrieb, so wie ich als Bub den Anfang von „Oh, mein Papa“ auf eine schriftliche Autogrammbitte hin per Post vom Komponisten Paul Burkhard zugeschickt bekam.

Ich ahnte nichts Böses und wusste nicht, welch schwarze Gewitterwolken sich bereits über meinem Kopf zusammengezogen hatten. In Hamburg wurde ich von einem Firmenvertreter samt Chauffeur vom Flughafen abgeholt. Bald sass ich am langen Tisch in der Direktion, flankiert von graumelierten, meistens norddeutschen Herren. Es präsierte und dirigierte der grosse Boss, der seine Künstler und Orchester, seine Komponisten und Texter meisterhaft führt und, wenn nötig, gekonnt gegeneinander ausspielt. In dieser für mich ungewohnten Situation harrete ich gespannt auf das offenbar wichtige Traktandum, das mich an diesen Tisch rief.

Der Direktor begrüßte mich mit einem Lob. Die Herren nickten. Ich sass da, fand die einführenden Worte ziemlich selbstverständlich und dachte: „Was soll das denn? – Das kann es doch nicht sein.“

Endlich liess der Herr Direktor die Katze aus dem berühmten Sack. Er wollte nämlich wissen, wie sehr ich an die Kirche gebunden sei und ob ich in meinem Handeln genügend Spielraum hätte. Was er damit meinte, wurde mir allerdings erst klar, als er sein Anliegen ungefähr mit folgenden Worten präzierte:

„Sie haben eine Schallplatte gemacht, welche die Menschen offensichtlich interessiert. Wir sind mit Ihnen und mit der zuständigen Produktionsabteilung zufrieden, nur unse-

re Werbeabteilung hat Probleme. Wir waren nämlich der Ansicht, dass sich Ihre Platte ohne Werbeaufwand sozusagen selbst verkauft, vor allem durch die Polemik, die sie auslöst. Wir stellen nach der ersten Begeisterung im Volk nun doch rückläufige Verkaufszahlen fest. Das hängt bestimmt damit zusammen, dass es kaum negative Kritiken in der Presse gibt. Kaum jemand polemisiert. Wir möchten Sie deshalb anfragen, ob Sie damit einverstanden sind, dass wir selbst mit einer negativen Kritik diese Produktion wieder zum Diskussionsgegenstand machen. Wenn Sie uns dies gestatten, werden die Verkaufszahlen bestimmt wieder ansteigen.“

Mir wurde schwarz vor den Augen. Das durfte doch nicht wahr sein! Ich erhielt das Wort und sagte meine Meinung kurz und klar, vielleicht etwas zu frostig. Ich erklärte, ein solches Vorgehen sei schlechthin unmoralisch und läge überhaupt nicht in meinem Interesse. Die Enttäuschung war den Leuten anzusehen und ihr Schweigen unüberhörbar. Dann versuchte ich die erlauchten Herren mit der Feststellung zu trösten, dass mir die Kirchenmusiker durch verschiedene Äusserungen den Kampf bereits angesagt haben und es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis zum Angriff geblasen wird. Der Vorsitzende dankte für mein Votum und sprach die Hoffnung aus, dass dieser Streit für sein Vorhaben ausreicht. Wir wussten beide nicht, was dabei herauskommen würde.

Allerdings brauchten wir nicht lange in dieser Ungewissheit zu verharren. Im Studio Zürich war die „mise en place“ für ein Eintopfgericht bereits gemacht, in welches ich hineingeworfen werden sollte wie einst ein englischer Urwaldbotaniker bei den Kannibalen. Die Kirchenmusiker besorgten die Zutaten und zwei Rundfunkredakteure, welche die Sendung „Mini Meinig, dini Meinig“ (Meine Meinung, deine Meinung) machten, spielten die Köche.

## WEIHNACHTEN IM HOTZENWALD

Es war ein Weihnachtsabend wie im Bilderbuch. In schweren Flocken fiel der Schnee über die Landschaft. Ich war im Auto unterwegs nach Niederwühl, um in der Christmette die Predigt zu halten. Bei Laufenburg am Rhein führt die Strasse hinauf und verzweigt sich immer wieder zu den kleinen Dörfern und Weilern. Schon nach wenigen Kilometern hatte ich mich hoffnungslos verirrt. Kein Mensch war mehr auf der Strasse, kein Fussgänger, kein Auto. Zu dieser Stunde wurde in den Häusern bei brennenden Kerzen „Stille Nacht“ gesungen. Ich fuhr durch den nächtlichen Märchenwald. An einer Wegkreuzung sah ich das Licht eines kleinen, allein stehenden Bauernhauses. Ich steuerte meinen Wagen auf den Vorplatz, um die Bewohner nach dem Weg zu fragen. Ich war nämlich in Sorge, nicht rechtzeitig nach Niederwühl zu gelangen. In keinem Moment dachte ich daran, dass zu dieser Stunde im Deutschen Fernsehen eine Sendung mit dem Titel „Wenn die andern feiern“ mit zwei meiner Lieder ausgestrahlt werden würde. Drei Wochen zuvor war mein Beitrag im Studio aufgezeichnet worden. Über diese technische Möglichkeit wussten damals die wenigsten Fernsehzuschauer Bescheid.

Ich klopfte an die Tür. Ein junger Bauernbursche von etwa 18 Jahren öffnete und fragte nach meinem Begehren. Ich bat ihn, mir zu erklären, wie ich den Weg nach Niederwühl finden könne. Er gab mir die gewünschte Auskunft. Durch die offene Haustüre konnte ich in die Küche und in den Wohnraum sehen, wo die Bewohner offenbar im Banne des Bildschirms von meiner Anwesenheit keine Notiz nahmen. Ich warf einen Blick auf den Bildschirm und erstarrte. Ich erblickte mich dort bei der Interpretation des wunderschönen, alten Volkliedes „Maria durch ein Dornwald ging“. Der Bursche sah, wie ich wortlos und gebannt auf den Bildschirm sah, schaute auch hin, blickte mich wieder an, und wieder das TV-Gerät und wieder mich, machte grosse Augen, wurde bleich, schlug ein grosses Kreuz auf die Stirn und die Brust und stammelte: „Mein Gott, Kaplan Flury.“ Vor meiner Nase flog die Haustür ins Schloss. Ich stand im Dunkeln, ging vorsichtig zu meinem Auto, fuhr tief bewegt weiter und fand irgendwie doch noch meine Kirche.

Das Unbegreifliche, das dem Bauernburschen wie ein Spuk vorkam, machte bei mir die Hotzenwäldler von damals nicht zu „Hinterwäldlern“. Was durch mein unerwartetes Erscheinen zufällig geschah, führte bestimmt zu abergläubischen Vorstellungen, verkürzte

man sich doch damals auf dem Lande die langen Abende mit Erzählungen unheimlicher Geschichten von Häusern, in denen es spukte und von Seelenwanderungen. Obschon ich selber mit allen zivilisatorischen Errungenschaften Schritt halte, lese ich gelegentlich mein Horoskop und freue mich, wenn es mir Gutes verkündet. Nicht ohne Unbehagen reagiere ich auf eine schwarze Katze, die in der Frühe von links kommend meinen Weg kreuzt.

Für traditionelle Kasuisten ist Aberglaube immer noch ein kleiner Ableger des ehemaligen Götzendienstes. Für mich ist alles rund um den Aberglauben ein sehr unlogisches und dennoch spannendes Spiel. Ich würde zwei Pendlern irgendwie glauben, selbst wenn ihre kleinen Silberkugeln auf die gleiche Frage genau umgekehrt ausschlagen würden. Amulette, wie zum Beispiel dasjenige mit dem heiligen Christophorus, sind für mich die Nachfolger des Talismans, der Fetische und der Schutzgeister, die auf den Türbalken unserer vorchristlichen Ahnen die Menschen vor Unglück bewahren mussten.

Ich habe die berühmte Wahrsagerin Gabriele Hofmann aus Berlin erlebt. Ihre Ausstrahlung ist so faszinierend, dass sie mich nicht enttäuschen würde, selbst wenn ihre Voraussage nicht zutreffen sollte.

Vor fünf Jahren begegnete ich Frau Hofmann bei Freunden am Zürichsee. Wir waren zum Essen eingeladen. Ich wünschte, dass sie mir nicht irgendwelche Prognosen verkündete, die ich dann, auch wenn ich sie nicht glauben würde, innerlich als Unsicherheitsfaktor mit in die Zukunft nehmen müsste. Wir führten ein herrliches Gespräch über Gott und die Welt. Das Mediale in ihrem Ausdruck wich in keiner Sekunde von ihr. Sie verstand sehr wohl, dass ich nicht beraten werden wollte, nicht aus religiösen Gründen, sondern ganz einfach aus Angst. Beim Abschied meinte sie dann: „Nun will ich Ihnen doch noch etwas sagen.“ „Wenn es sein muss“, entgegnete ich. „Schreiben Sie ihre zwei Bücher zu Ende, die Sie angefangen haben, dann werden Sie nie wieder Geldsorgen haben.“

Ich schrieb. Die Bücher wurden verlegt. Ich fand mich bald einmal im Schriftstellerverband und im PEN-Club. Das mit den Geldsorgen hat sich leider in keiner Weise geändert. Vielleicht meinte sie mein neues Buch. Dieses.

## DIE STONES UND DER LIEBE GOTT

Erich Kästner, den viele verehren, andere zu bewundern verlernt haben, weil sie nicht mehr wissen, wie wertvoll die heilige Zwecklosigkeit ist, sagte in einem seiner Gedichte, die ich besser auswendig kenne, als manche Bibelstellen:

### DIE MAUS IN DER FALLE

*Du rennst im Kreis und suchst ein Loch.  
Du rennst umsonst, begreif es doch.  
Besinn dich.  
Ein einziger Ausweg bleibt dir noch.  
Geh in dich.*

Und so landen wir, wenn wir zu denken beginnen – oder so weit zu denken aufhören, dass wir auf unser ureigentliches Selbst zurückgeworfen werden –, unausweichlich bei der Religion, jener Beziehung, die unser menschliches Dasein in die Nähe des göttlichen, des absoluten Seins rückt.

Es gibt viele Menschen, die sich Atheisten nennen und die Existenz Gottes standhaft leugnen. Sie verneinen ein absolutes Sein, obschon sie es bei jeder Gelegenheit spüren. Warum ich bezweifle, dass es überhaupt Atheisten gibt, hängt mit folgender Tatsache zusammen: Wer den Glauben innerhalb der Definition „etwas für wahr halten, was man selbst nicht überprüfen kann“ mit einem Akt von Bescheidenheit und Demut annimmt, spricht nie davon. Wer aber nicht zu glauben meint, spricht dauernd darüber.

Vor Jahren kam ich mit einem Lied, das ich als „Zufallstreffer“ bezeichnen möchte, weil ich allzu sehr aus der Intuition heraus geschrieben habe, in die Hitparaden und dadurch ins Showbusiness. Damals, in der Pionierzeit des Fernsehens, als mit deutlich weniger Aufwand als heute unvergesslich schöne Sendungen produziert wurden, war ich sehr oft Gast im legendären Künstlerhotel „Bellevue“ an der Alster in Hamburg. Hier trafen sich

jeden Abend in der kleinen Hotelbar die Schauspieler, Texter, Komponisten und Regisseure zum Schlummerbecher. Man ist nach Proben und Sendungen, nach Verhandlungen und Auftritten viel zu aufgekratzt, um wie ein übermüdeter Handelsreisender gleich ins Bett fallen zu können. Es gab zu dieser Zeit, was heute vielleicht weniger der Fall ist, kein links oder rechts, keine heitere oder ernstere Muse: Es waren einfach Menschen, Künstler – Reisende auf dem weiten Meer der Emotionen, die sich alle miteinander verwandt fühlten. Auch Herbert von Karajan war damals unterwegs. Er kam nach London, um die Beatles zu hören: „Ich liebe den Kitsch“, soll er später gesagt haben, aber vermutlich ahnte er, dass er Klassikern von morgen begegnet war.

In jeder Stadt, wo es Aufnahmestudios gab, hatten Artisten ihre still gehütete Bleibe, wo sie von Autogrammjägern verschont waren. Hier plauderte man miteinander, tauschte Gedanken aus, untermalt vom Geklimper des Pianisten, der sich schmunzelnd durch alle Stilarten hindurchspielte. Ich erlebte in solchen Stunden, dass man in jeder Branche seine Sorgen und seine Mühen hat und wurde in meiner Überzeugung bestärkt, dass Erfolg nicht zuletzt die Kunst stetiger, fleissiger Kleinarbeit ist.

Unvergesslich ist mir dabei der Abend, an dem ich in einem dieser Lokale den legendären und in seiner Art unerreichten Kabarettisten und Schauspieler Wolfgang Neuss kennenlernte. Als er mich sah, belächelte er geniesserisch meinen damals noch römischen Kragen und meinte: „Hochwürden, ich bin Atheist.“

„Das glaube ich mit Sicherheit nicht“, gab ich zur Antwort.

„Können Sie den Atheismus wenigstens definieren?“ fragte er mich.

Ich sah sein schelmisches Lächeln und erwiderte nicht ohne Schalk: „Unter einem Atheisten kann ich mir nur einen katholischen Priester vorstellen, der jeden Tag getreu und fleissig, aber gewohnheitsmässig, seine Pflicht erfüllt.“

Damit war das Eis gebrochen. Wir hatten ein gutes Gespräch über Gott und die Welt, aber auch über gutes Kabarett, das niemals beleidigend sein kann und will.

In den Sechzigerjahren waren wir noch voll in den Traditionen verwurzelt. Es gab für einen katholischen Geistlichen noch nicht die Erleichterungen, die Konzil und Synoden gebracht haben, deren objektiver Wert jedoch von Jahr zu Jahr diskutabler wird. Ich fühlte mich in den Kreisen, in die mich die ersten Plätze in den Hitparaden hineinkapultiert hatten, nicht etwa uneingeschränkt glücklich, aber geborgen und oft sogar geliebt.

In diesen Jahren machte ich innerhalb kürzester Zeit die Erfahrung, dass man mit dem eigenen Erfolg auch den Neid anderer Menschen auf sich zieht. Mit wachsender Bekanntheit wurde ich von immer mehr Menschen belagert, die etwas von mir wollten. Die meisten Journalisten bedrängten mich nicht in der Absicht, meine Botschaft weiter zu verbreiten. Sie spekulierten auf Sensationen und lauerten auf Äusserungen oder Taten von mir, die nicht dem gängigen Leitbild eines katholischen Priesters entsprachen. Ich lernte sehr schnell die für mich richtige, d. h. in diesem Fall distanzierte Umgangsweise mit den Medienvertretern.

1964 war das zweite grosse Jahr der „Rolling Stones“. Im gleichen Jahr führte ich mit meinen Liedern „Lass die kleinen Dinge“ und „Ich komm aus der Ferne“ die österreichische Hitparade an. Was damals geschah, geschah, wenn man es so ausdrücken will, im alten „Nachkriegswien“. Das Konzerthaus war ausverkauft und ich sass auf einer riesigen Bühne und intonierte mit den wenigen Griffen, die ich damals auf der Gitarre beherrschte, meine einfachen, kleinen Lieder. Es gab Ovationen und Blumen. Ich wusste nicht, wie mir geschah, denn es fehlte mir die Routine und die Erfahrung.

Die „Rolling Stones“ gastierten zur selben Zeit in der Donaustadt. Sie lagen in der Hitparade auf Platz 3. Wer hätte den kleinen Vorsprung nicht genossen? Meine Begleiter erfüllten mir den Wunsch, die vier jungen Engländer kennenzulernen. Zwei Sicherheitsbeamte fuhren mich mit dem Warenlift in den 4. Stock zu den Rock-Idolen. Jedes öffentliche Aufsehen musste vermieden werden, da Tag und Nacht viele junge Menschen auf Mick Jagger warteten. Sie waren von seiner fraglos faszinierenden Ausstrahlung hingerrissen.

Ich erlebte einige lehrreiche Stunden bei den Stones. Mick Jagger war still und nervös. Er bemühte sich, nicht zu zeigen, wie schwer ein solch kometenhafter Aufstieg und Erfolg zu verkraften ist. Farbenfroh, überspannt und trotzdem unterhaltsam-intelligent waren die Gespräche mit Brian Jones, dem unkonventionell gekleideten, lebenslustigen jungen Mann, der ohne Zweifel die künstlerische Seele der Stones war. Bestimmt ahnte er damals nicht, wie schnell die Drogen seinem jungen Leben ein Ende setzen würden. Wir diskutierten über die Welt des Glaubens, der Religion und die Philosophie der naturnahen und pazifistischen Hippie-Bewegung. Als wir uns verabschiedeten, sagte Brian Jones ein Wort, das ich nie vergessen werde: „I don't believe on any God, but you are a man of God“ (Ich glaube an keinen Gott, aber Sie sind ein Mann Gottes).

## JOSEPHINE BAKER

Die göttliche Garbo, die eiserne Marlene Dietrich, die nordische Zarah Leander, sie alle brauchten ein Prädikat. Josephine Baker brauchte keines. Niemand weiss genau, wie oft sie in ihrem Leben alles gewann und alles verlor. Sie hatte mehr Orden, Auszeichnungen und Ehrenurkunden als abtretende Ministerpräsidenten. Weltberühmt wurde sie in den wilden Charleston-Jahren mit ihrem Bananentanz.

Ich lernte sie kennen, als sie im überschuldeten Traumschloss „Les Millandes“ in Frankreich 16 Kinder aus aller Welt erfolglos zu erziehen versuchte. Sie reiste durch die Lande, in der Handtasche die Bilder ihrer Kinder, Waisenkinder, die sich zu einer wild gewordenen Horde entwickelten, welche in wenigen Minuten die schönste Hotelsuite in ein Kissenschlachtfeld verwandelte. Ich versprach, ihr geeignete Erzieher zu schicken. Einige Tage später fuhr der erste Hauslehrer nach „Les Millandes“, ein harter Bursche, 23 Jahre alt, Ingenieurstudent, Offizier, Miragepilot und sogar Kandidat im Astronauten-Kader. Nach sechs Wochen kam er als einer, der bis jetzt alle Durchhalteübungen bestanden hatte, zurück. Er war am Ende seiner Kräfte.

Josephine Baker wollte der Welt ein Beispiel geben. Immer wieder wurde ihr vorgeworfen, ihre Adoptionen seien ein Werbegag. Ich bin überzeugt, dass man dies mit Sicherheit verneinen kann. Sie wusste, dass sie keine gute Erzieherin war und litt darunter. Tag und Nacht dachte sie an ihre Kinder. Wann immer es ging, nahm sie sie mit auf ihre Reisen. In teuren Suiten und im kalten Hotelbarock langweilten sie sich. Sie wurden überall wie Zirkustiere bestaunt und benahmen sich auch bald wie solche.

Über ihre finanziellen Verhältnisse wusste ich damals in etwa Bescheid. Ihre Ausgaben überstiegen die Einnahmen bei Weitem. Die Schuldenlast drückte sie immer mehr. Ich erkannte sehr bald, dass gewisse Leute, welche ihre Gagen abrechneten oder den Erlös von Geldsammlungen verwalteten, die zugunsten ihres Werkes durchgeführt wurden, weit mehr profitierten als sie und ihr Werk. In finanziellen Dingen blieb der Weltstar, wie viele andere Künstler, zeitlebens unerfahren.

Es gibt eine kleine Episode, die sich in Paris, im sagenumwobenen Olympia ereignete, wo sie eine ihrer letzten grossen Galas gab:

Sie rief mich vorher an uns sagte: „Mon Père, Sie müssen kommen, ich will nicht allein sein an diesem Abend. Es gibt mir Sicherheit, wenn Sie da sind.“ Sie wollte damals eine grosse Tournee beginnen, um ihr Schloss und damit das Heim ihrer Kinder erhalten zu können. Auch das nützte aber leider nicht mehr viel.

In der Garderobe wartete sie auf mich, umgetan mit dem phantasiereichen, wertlosen Flitter der Bühne. Sie war in sich gekehrt, traurig, aber nicht aufgeregt und bat:

„Mon Père, holen Sie mir bitte ein Bier.“

Irgendwo in dem grossen, alten Haus fand ich eine Kantine und brachte ihr den kalten, französischen, schaumlosen Gerstensaft. Sie nahm einige Züge, als ob sie Durst hätte, atmete noch einmal tief durch und ging dann über Stiegen und Korridore zur Bühne. Vor der Kulisse standen Menschen, junge und ältere, um ihr für den Mut zu gratulieren, noch einmal Josephine Baker zu sein.

Die Angst der alternden, aber mit jedem Lied jünger werdenden Diva war unbegründet. Selten hat wohl das Haus, auf dessen Bühne zu stehen Weltruhm bedeutet, einen innigeren Applaus gehört. Es war nicht die Begeisterung, die ein Rockkonzert auslöst. Es war eine echte Huldigung und ein Dank, verbunden mit dem neu entstandenen Bewusstsein, dass es Josephine Baker noch gibt und mit dem Wissen, dass sie nicht mehr lange auf der Bühne stehen würde. All dies glaubte ich aus den Akklamationen herauszuspüren und ich fühlte, einen historischen Moment mitzuerleben. In einer Reihe sassen ihre Kinder und nach jedem Lied winkte sie ihnen zu. Das kann nicht Show sein, das war echt.

Noch sollte uns aber ein Höhepunkt bevorstehen. Josephine sagte ein ernstes Chanson an, ein trauriges Liebeslied. Sie ging zum Vorhang, nahm das Mikrofon vor den Mund, drehte sich um, vergrub Hände und Kopf in den roten Samt und sang das ganze Lied unbeweglich in das kostbare Tuch. Welch grossen Mut braucht es, dem Publikum mehr als fünf Minuten lang nur den Rücken zuzudrehen, den so wichtigen Augenkontakt abzugeben und ganz allein die Musik wirken zu lassen? – Nur wer bereits selbst auf der Bühne gestanden ist, kann dies ermessen. Dieses Ereignis, die ungewohnte optische Situation, erinnerte mich irgendwie an ein Jugendstilgemälde. Als das Lied zu Ende war, drehte sie sich um. Mit Tränen in den Augen und einer demütigen Verbeugung erwies sie dem Publikum ihren Dank. Ein Beifall brauste auf, der minutenlang das grosse Olympia in seinen alten Mauern erzittern liess. Das Konzert ging zu Ende, mit vielen Vorhängen und einem wundervollen Blumenstraus aus mindestens fünfzig dunkelroten, meterlangen Baccara-Rosen.

Ich eilte zur Garderobe und bereitete ein Getränk vor. Sie kam, setzte sich nieder und atmete aus. Nie habe ich im Leben jemanden so ausatmen sehen. Zentner schien sie von ihren braunen, samtweichen Schultern abzuladen. Dann fing ihr versteinertes Gesicht wieder an zu leben.

„Was machen meine Kinder?“, war die erste Frage.

„Der Lehrer ist bei ihnen“, sagte ich. „Es ist alles in Ordnung. Die Kinder sind brav. Man bringt sie jetzt gleich ins Hotel. Es ist doch schon spät geworden.“

„Wie war’s?“, fragte sie weiter. „Glauben Sie, mon Père, dass ich gut war?“

„Sie waren grossartig, Madame. Ich kann mir fast kein Urteil erlauben. Aber eines möchte ich doch sagen: Das, was Sie aus dem traurigen Lied machten, als Sie sich mit dem Rücken zum Publikum in den Vorhang verkrampften, das wird für mich, selbst wenn ich noch tausend Konzerten beiwohne, immer das allergrösste Erlebnis bleiben. Sie haben das Lied nicht nur gesungen, sondern auch geformt.“

Ich weiss nicht, was ich noch sagte und mit welchen gesuchten französischen Worten ich meinen Eindruck noch schilderte.

Jetzt öffnet sie die Augen, bis sie ganz gross wurden und fing befreiend an zu lachen. Sie lachte, sah mich an, schüttelte immer wieder den Kopf und lachte weiter. Das verunsicherte mich. Was hatte ich wohl falsch gemacht? Habe ich irgendetwas Dummes gesagt?

Dann sagte sie mit einem leichten Vorwurf in der Stimme: „Das ist für mich eigentlich eine kleine Enttäuschung, mon Père, dass Sie nicht gemerkt haben, warum ich mich abwandte und in den Vorhang hineingesungen habe.“

„Wohl, um das Lied wirkungsvoller zu machen“, stammelte ich und war verwirrt.

„Ich will es Ihnen jetzt sagen“, meinte sie mit einem unwahrscheinlich schalkhaften Charme in der Stimme. „Das alles hatte nur einen Grund: Ich konnte den Text nicht auswendig, deshalb musste ich ihn ablesen.“

Das war Josephine Baker.

Später gab es ein Mitternachtsessen mit den Ehrengästen. Es dauerte bis in die frühen Morgenstunden. Beim Einschlafen vermischten sich die Erinnerungen an die vergangenen Stunden mit dem Geklapper der Kehrriechtabfuhr und der Milch- und Zeitungswagen.

Um 10 Uhr sollte ich bei Frau Baker sein, um mich zu verabschieden. Ich hatte am gleichen Abend in der Schweiz eine andere Verpflichtung. Ich rief pünktlich im Hotelzimmer an und wurde hinaufgebeten. Josephine Baker empfing mich in einem wallenden Morgenmantel, mit einer gestrickten Nachthaube, wie man sie nur auf Wilhelm Busch-Zeichnungen sieht, und viel zu grossen Bettsocken mit Zotteln.

*„Sehen Sie, mon Père“, sagte sie, „ich bin eine alte Frau. Erschrecken Sie, wenn Sie mich so sehen?“*

*„Nein“, sagte ich. Aber ich war wirklich erschrocken.*

Ich musste ihr versprechen, mich um einen neuen Hauslehrer zu bemühen, der schon im kommenden Monat seine Arbeit aufnehmen sollte. Sie sprach von einer besseren Zukunft, aber ich hatte das Gefühl, dass sie selber nicht mehr so richtig daran glaubte.

Bevor ich mich verabschiedete, fragte ich, ob ich kurz nach Hause telefonieren dürfe. „Natürlich“, sagte sie. Ich rief an und meine Mutter sagte mir, mein Vater sei zusammengebrochen, er sei notfallmässig ins Kantonsspital Olten eingeliefert worden. Ich versprach ihr, ihn nach meiner Rückkehr sofort im Spital zu besuchen.

Ich war schockiert. Frau Baker merkte, dass ich schlechte Nachrichten erhalten hatte. Ich erklärte ihr warum und sie fragte mich, wie alt mein Vater sei und was er früher gearbeitet habe. Nachdem ich ihr erzählt hatte, dass er ein ganz einfacher Schuhmacher war und aus gesundheitlichen Gründen seit vielen Jahren kaum mehr arbeiten konnte, sagte sie ganz spontan:.

*„Kommen Sie, ich möchte Ihnen etwas mitgeben für ihn.“*

Sie führte mich ins Badezimmer. In der Badewanne lagen die vielen dunkelroten Baccara-Rosen, mit hausfraulichem Feingefühl eingewässert. Ich musste sie herausnehmen und in die Morgenzeitung einwickeln.

*„Bringen Sie das ihrem Vater. Ich wünsche ihm gute Besserung. Au revoir, mon Père.“*

Wie im Traum ging ich zum Auto. Ich fuhr von Paris nach Olten, direkt zum Krankenhaus. Ich zeigte meinem Vater am Krankenbett die Rosen und überbrachte ihm die Genesungswünsche von Josephine Baker. Der alte Mann war sehr beeindruckt und gerührt, hatte er doch Josephine Baker ein Leben lang verehrt. Da kam die Schwester mit der bestellten Vase ins Zimmer.

*„Ich schenke Ihnen eine dieser Rosen“,* sagte mein Vater zu ihr. Ich erklärte ihr, woher die Rosen kamen.

Die Geschichte mit den roten Rosen ging wie ein Lauffeuer durch die Abteilung. Eine andere Schwester betrat das Zimmer, staunte, und erhielt auch eine Rose. Als ich am Tag darauf meinen Vater besuchte, waren nur noch wenige Rosen in der Vase. Er hatte die meisten verschenkt. Wie immer wollte er sein Glück mit anderen teilen.

## WILLY MILLOWITSCH

Er hat nie Hamlet gespielt, auch nicht den Egmont und schon gar nicht den Faust. Sein Fach ist der Schwank, die herbe und trotzdem tiefsinnige Komödie. Das Millowitsch-Theater hat er von seinem Vater übernommen, ausgebombt. Nach dem Krieg sagte Konrad Adenauer, der damalige Oberbürgermeister von Köln: "Herr Millowitsch, fangen Sie an, so schnell es geht, die Leute müssen endlich wieder etwas zu lachen haben." Er fing an. Eine Heizung gab es nicht. Man fror, wenn man hineinkam und lachte sich in die seelische Wärme. Geld war nichts wert, man brachte eine Kartoffel, ein Ei, eine Rübe oder ein Pfund Kohlen.

Willy Millowitsch hat seine Familie und sein Theater durchgebracht bis in die heutige Zeit. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg stiegen auch die staatlichen Ausgaben für die Kultur. Jedes Theater wurde subventioniert. Willy Millowitsch bekam nichts, weil das, womit er Millionen von Menschen im Laufe seines Lebens begeistert hat, von den Kulturpäpsten nicht als Kultur angesehen wird. Etwas traurig sagte er mir einmal: "Was wir tun, ist scheinbar keine Kunst, weil auf meiner Bühne niemand ermordet oder vergewaltigt wird und weil keine politischen Eskapaden losgelassen werden. Ich hätte so gerne mal eine ernste Rolle gespielt, aber selbst wenn ich das Ave Maria singen würde, würde das Publikum dazu schunkeln. Was kann ich dafür?"

Mir fiel dazu ein Wort ein, das mir Freddy Quinn auf der Höhe seines Erfolges einmal sagte: „Wenn man Seemannslieder gut singt, ist man immer ein Schnulzensänger. Wenn man eine klassische Rolle schlecht spielt, ist man ein Künstler.“

Willy Millowitsch hat, wie man so schön zu sagen pflegt, den Schalk im Genick. Er nimmt seine Arbeit sehr ernst und ist zu Hause ein umsorgter Vater und ein umsorgter Gatte. Seine Gattin hat es verstanden, das Haus zu einem richtigen Zuhause zu machen. Ich durfte gelegentlich die Gastfreundschaft der Familie genießen. Wenn ich unterwegs war und in Köln Station machte, wartete ich im Millowitsch-Theater hinter der Bühne das Ende der Vorstellung ab. Dann setzten wir uns in seinen Wagen und fuhren nach Hause. Die Tante Leim fuhr mit, eine Dame hohen Alters, die seit vielen Jahren jeden Abend im Büro arbeitet. Willy fuhr sie zuerst in ihr Heim. Er parkierte seinen Wagen zu ihrer Sicherheit immer so, dass der Gehweg bis zur Haustür voll beleuchtet war. Erst als

sie die Türe geöffnet und wieder geschlossen hatte, fuhr er weiter. Daheim hatte seine Frau einen wundervollen Eintopf gekocht. Dann gingen wir schlafen. Ich schief im Zimmer von Willys Sohn Peter, der auch Schauspieler ist. Man vertraute mir im Hause Millowitsch wie einem eigenen Sohn. So wurde mir jeder Besuch zu einer seelischen Bereicherung und ich konnte Kraft schöpfen für die Bewältigung der schwierigen Aufgaben, die ich mir selber stellte.

Und da gibt es noch eine Episode, welche ich mit dem grossen, alten Lausbuben des deutschen Kleintheaters erlebt habe:

Einmal war Willy Millowitsch bei mir zum Mittagessen. Er hatte am Abend irgendwo in der Schweiz einen Auftritt. Es plagte ihn ein Rheumatismus, der seinen linken Arm fast lähmte. Ich sagte ihm, dass er so heute Abend nicht auftreten könne, doch er erwiderte nur: *„Ein Künstler spielt immer, so lange es geht.“*

Ich konnte ihn schliesslich überreden, mit mir meinen Hausarzt aufzusuchen. Dieser, erstaunt und erfreut über den prominenten Patienten, holte aus seiner Hausapotheke eine Ampulle, gab ihm eine Spritze, plauderte noch einige Minuten mit ihm und siehe da, Willy konnte seinen Arm wieder heben und hatte kaum mehr Schmerzen. Bei der Rückfahrt in mein Haus lobte er die ärztliche Kunst meines Doktors und ich sagte ihm: *„Du hättest ihn doch fragen können, was er dir gespritzt hat, damit du deinen Arzt in Köln darüber informieren kannst.“* Da schaute er mich an, blinzelte durch seine grosse Brille und holte aus der Seitentasche die Verpackung. *„Wie kommst du dazu?“* fragte ich. *„Ganz einfach“*, meinte er, *„als du dich vom Arzt verabschiedet hast, nahm ich sie aus dem Papierkorb.“*

Ich hatte das Glück, mit Willy Millowitsch und seiner Familie befreundet zu sein. Als er seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte, war ich eingeladen. Selten habe ich so viele prominente Leute als Gratulanten versammelt gesehen, Politiker und Künstler, auch aus der ersten Muse.

Dabei war auch Wolfgang Kieling, der Schauspieler, der leider viel zu früh gestorben ist. Er war ein Mann, der nie gelacht hat, den Menschen aber viel geben konnte. Ich traf ihn in der Garderobe. Wir begrüßten uns und er sagte: *„Herr Kaplan, ich muss leider wieder nach Hause.“* – *„Warum denn?“*, fragte ich. *„Sehen Sie, ich habe meine Krawatte vergessen.“* *„Das ist doch kein Problem“*, meinte ich: *„Ich beschaffe ihnen eine Krawatte, die zu ihrem Anzug passt. Bleiben Sie bitte hier stehen.“* Ich eilte davon. Beim Ausgang fragte mich ein älterer Herr, ob ich denn schon wieder gehen wolle. Ich erklärte ihm mein Problem.